Die Wahrheit an sich

Autor(en): **Keiser, Lorenz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 21

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-611094

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Wahrheit an sich

«Sehr geehrter Herr Keiser. Die Wahrheit an sich gibt es nicht. Das wissen Sie als Kopfarbeiter am allerbesten.» So beginnt ein Brief, den ich dieser Tage von einer «Überparteilichen Schweizerischen Tageszeitung»

Von Lorenz Keiser

erhalten habe und der zum Zweck hat, mich als neuen Abonnenten zu gewinnen.

Es ist mir unklar, warum ausgerechnet ich am allerbesten wissen soll, was der unterzeichnende Chefredaktor mir schreibt. Wahrscheinlich weiss er doch am allerbesten, was er erzählt, und nicht ich. Vor allem, wenn es sich dabei um die ungeheuerliche Behauptung handelt, dass es die Wahrheit an sich nicht gibt. Ich bin nämlich der durchaus gegenteiligen Ansicht, dass es gewisse Wahrheiten sehr wohl gibt, ich kann dies sogar beweisen, und trotzdem käme es mir nie in den Sinn, zu behaupten, dass der Herr Chefredaktor Studer dies am allerbesten wisse.

«Der Tages-Anzeiger», so geht der besagte Brief weiter, «hütet sich deshalb davor, seine Meinung im Brustton der Überzeugung zur allgemeingültigen Wahrheit zu erheben.» Hier kann ich nun für einmal vollumfänglich bestätigen, dass dies eine Wahrheit ist, die es nicht gibt. Denn bereits wenige Zeilen später erhebt der Brief etliches im Brustton der Überzeugung zur allgemeingültigen Wahrheit.

Er versucht mich zum Beispiel mit der Behauptung zu überzeugen, dass der «Tages-Anzeiger» die meistabonnierte Zeitung unter meinen Kommilitonen sei. Erstens kennt Herr Studer meine Kommilitonen nicht, und zweitens habe ich keine. Das ist nun bereits eine Wahrheit, die es an sich gibt. Später sagt mir der Verlagsdirektor, dass ich als Student 30% Rabatt erhalte und dass ich nur eine Kopie meiner Legi beilegen müsse. Leider bin ich nicht Student und besitze auch keine Legi, die ich deshalb weder kopieren noch beilegen kann. Schon wieder eine Wahrheit, die es an sich gibt. Der Brief endet mit den Sätzen: «Jedes Jahr stossen viele Studenten neu zur Tagi-Lesergemeinde – und bleiben dort. Uns Zeitungsmacher würde es freuen, wenn wir Sie bald dazuzählen dürften.» Dritte Wahrheit, die es an sich gibt und die für den Tagi nicht einmal ganz unwesentlich sein dürfte: Ich bin seit über vier Jahren Abonnent.

Als Abonnent kann ich eigentlich nur hoffen, dass diese «Überparteiliche Schweizerische Tageszeitung» bei den Recherchen zu ihren Artikeln etwas sorgfältiger vorgeht, als sie dies bei der Auswahl und Klassifizierung ihrer Briefempfänger tut.

Damit nun nicht alle Last allein auf den Schultern des Herrn Chefredaktor Studer liegt, füge ich bei, zurzeit auch von anderen Zeitungen sowie von etlichen Banken, Versicherungen, Nähmaschinenherstellern und Seelenverkäufern solche Briefe zu bekommen, die mich abwechslungsweise als Student, Schüler, Kindergärtner, AHV-Empfänger und Kuttelnesser ansprechen. Offenbar herrscht im Mai gutes Flugwetter für Flugbriefe.

Ich nehme noch einmal ein bisschen Last von Herrn Studers Schultern und gebe zu, dass ich tatsächlich einmal Student war. Aber die Zeit vergeht halt; oder, wie der Lateiner sagen würde: «Tempora mutantur, Computer non mutantur in illis.»

Kürzlich hat mich jemand mit der Aussage überrascht, Computer seien nicht intelligent, sondern blitzschnell dumm. Unterdessen weiss ich es besser. Sie sind nicht nur dumm, sondern auch noch stinklangsam.

Der heitere Schnappschuss

Photo: Kai Schütte, Bern

«Also nochmals: Nur Kunden haben hier einen Gratis-Parkplatz ...»

Mutterwitz

Die Publizistin Ursula von Kardorff stellte die rhetorische Frage, wer sonst – ausser dem geborenen Berliner – auf die Idee kommen könne, gewisse Leberflecken als «Friedhofsblumen» zu bezeichnen. Daraufhin wehrte sich ein gebürtiger Münchner: Mutterwitz hätten gewiss die Berliner in besonders hohem Masse, aber doch nicht ausschliesslich. In seinem bayerischen Wortschatz zum Beispiel existiere der Ausdruck «Freithofsbleamal» für grau werdendes Haupthaar, besonders in der Schläfengegend, schon lange. Ergo: «Es scheint also im Hinblick auf die Verteilung des Mutterwitzes im deutschen Sprachraum schon eine gewisse Streuung zu geben, bei der auch südlichere Regionen nicht ganz leer ausgegangen sind.» *fhz*

Ulrich Webers Wochengedicht

Wenn Vögel einen Vogel haben

Zwei Vögel sassen auf dem Ast:
Ein Spatz, ein Specht, so glaub ich fast.
Sie klatschten, beide aus Erfahrung,
so über Würmer, Nest und Paarung,
und was in ihrer Vogelwelt
den beiden gut und nicht gefällt.

Ein dritter Vogel kam gesprungen.
Ein Rabe war's, der hat gesungen,
mal als Tenor und mal ganz tief,
worauf auf einem Bein er lief
zum Reck, dort ging er in die Hocke
und machte alsogleich die Glocke.
Und fröhlich ging ihm durch den Sinn:
«Spassvogel ich doch wahrhaft bin!»

Die beiden andern Vögel glaubten
nicht recht zu sehen, und sie schnaubten
verächtlich, und es sprach geschwind
der Specht zum Spatz: «Der Rabe spinnt.»
Kopfschüttelnd meinten sie zum Raben:
«Du scheinst ja einen Mensch' zu haben.»